

Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, feministische Philosophie

Ein Gespräch zwischen Herta Nagl-Docekal, Edith Saurer,
Ulrike Döcker und Gabriella Hauch *

Hauch: Wie haben Sie einander kennengelernt?

Nagl: Wir haben etwa zur gleichen Zeit an unseren Dissertationen geschrieben, und wir setzten uns beide gern mit theoretischen Fragen auseinander. Unser „Dissertationsvater“ war Friedrich Engel-Janosi, der sich nicht nur für empirische historische Forschung, sondern auch für Ideengeschichte und Geschichtsphilosophie interessierte. Das Privatissimum von Engel-Janosi fand in seiner Wohnung statt, und dort lernten Edith und ich einander schließlich kennen.

Saurer: Engel-Janosi war ein unkon-

* Herta Nagl-Docekal ist Professorin für Philosophie an der Universität Wien; ihre Forschungsschwerpunkte: Feministische Theorie und Geschichtsphilosophie. Edith Saurer ist Professorin für Geschichte an der Universität Wien; ihre Forschungsschwerpunkte: materielle Kultur, Religion und die Geschichte der Gefühle in geschlechtsspezifischer Perspektive. Ulrike Döcker ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien; Gabriella Hauch ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ludwig Boltzmann Institut für Gesellschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Linz.

ventioneller Mensch, Historiker, Jurist, in jüngeren Jahren Fabrikant und Privatgelehrter; er war sehr kunstinteressiert und ein Italienkenner, hielt zum Beispiel eine Vorlesung über die Oper im Risorgimento. Geschichte war für ihn keine Wissenschaft, sondern Kunst. Da waren wir zwar geteilter Meinung, aber auf jeden Fall gab es interessante Auseinandersetzungen.

Nagl: Engel-Janosi mußte 1939 emigrieren und lehrte bis 1959 an der *Catholic University* in Washington D.C. Nach seiner Rückkehr kamen seine amerikanischen Erfahrungen den Wiener Studierenden sehr zugute. Für Engel-Janosi war es ganz selbstverständlich, daß Frauen Wissenschaftlerinnen werden und Universitätskarrieren einschlagen wollen. Eine solche Haltung war damals hierzulande durchaus nicht üblich – jedenfalls nicht in der Philosophie. Engel-Janosi hat wie kaum ein anderer Professor weibliche Studierende ermuntert, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen und zu publizieren.

Saurer: Mit Feminismus tat er sich schwer. Vielleicht würde er heute anders denken, er starb ja schon 1978. Ich er-

innere mich, daß ich ihm einen feministischen Aufsatz zu lesen gegeben habe. Er kommentierte ihn mit dem Satz, daß das, was Frauen zur Weltgeschichte beigetragen hätten, etwas ganz anderes gewesen sei als der Feminismus. Da er jemand war, der sehr auf dem Recht individueller Entwicklung beharrte, war er auch fähig, Entwicklungen zu akzeptieren, die er sich nicht gewünscht hatte.

Hauch: Wie sind Sie zur historischen Frauenforschung und zur feministischen Wissenschaft gekommen? Welche Impulse waren ausschlaggebend?

Saurer: Ich habe mich zuerst mit Kirchengeschichte beschäftigt, die ein Interessengebiet von Engel-Janosi gewesen ist, aber das ist mir bald zu eng geworden. Mitte der siebziger Jahre hat mich der Paradigmenwechsel in der Wissenschaft sehr angeregt, mich mit materieller Kultur und sozialem Protest, der Geschichte der kleinen Dinge einerseits und der Frauengeschichte andererseits zu beschäftigen. Mit Frauengeschichte habe ich mich zunächst auch, angeregt durch die Frauenbewegung, in der Lehre auseinandergesetzt, mit Forschung großteils erst in den frühen achtziger Jahren.

Döcker: Frau Nagl, wie verlief Ihr Weg von der Studentin Engel-Janosis zur feministischen Wissenschaftstheoretikerin?

Nagl: Ich wandte mich schon in meiner Dissertation der Geschichtsphilosophie beziehungsweise der Theorie der historischen Wissenschaften zu und habe ab 1974 am *Historischen Institut* der Universität Wien einen Lehrauftrag zu diesem Themenbereich wahrgenommen. Seit 1970 reiste ich immer wieder in die USA, wo ich die Anfänge der Frauengeschichte beziehungsweise der theoretischen

Überlegungen zu Frauengeschichte kennenlernte. Was ich in den USA gehört und gelesen habe, versuchte ich dann in meine Vorlesungen in Wien einzubeziehen. Auch für mich gilt also, daß die Auseinandersetzung mit feministischen Themen zunächst in der Lehre erfolgte und daß Publikationen erst später entstanden. 1983 war ich Mitveranstalterin einer internationalen philosophisch-historischen Tagung im Europahaus Wien, auf der neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft erstmals von Philosoph/inn/en und Historiker/inne/n gemeinsam diskutiert wurden; Gisela Bock war damals die Hauptreferentin zum Thema Frauenbeziehungsweise Geschlechtergeschichte; sie war gerade dabei, ihre Habilitation fertigzustellen. Ihr Referat löste heftige Diskussionen aus.

Döcker: Waren Sie zu dieser Zeit auch in der Frauenbewegung engagiert?

Nagl: Hauptsächlich an der Universität. Wir haben früh eine interdisziplinäre Gruppe gebildet, mit Ruth Wodak, Gertraud Diem-Wille und anderen, aus der der Band *Das ewige Klischee* hervorgegangen ist. Das war ...

Saurer: ...1979!

Döcker: Was für eine Art von Frauengeschichte war das? Haben Sie ähnliche Themen behandelt wie in Deutschland? Oder haben Sie sich an amerikanischen Debatten orientiert?

Saurer: Die frühen Anregungen kamen von der anglo-amerikanischen Forschung, wie auch die ersten feministischen Debatten aus dem anglo-amerikanischen Raum kamen. Ich erinnere mich an die Lektüre von Sheila Rowbothams *Hidden from History*, Martha Vicinus' *Suffer and be Still*, Renate Bridenthals *Becoming Visi-*

ble. Die Titel skizzieren schon ein Programm, weisen auf das Verschweigen von Frauen und deren Opferrolle hin. Das entsprach auch dem ersten großen Erkenntnisgewinn und Ansporn zur wissenschaftlichen Tätigkeit. Das Forschungsangebot war zunächst durchaus überschaubar und kam den sich stark formulierenden Interessen und Fragen nicht nach. Als ich 1975 meine erste frauengeschichtliche Lehrveranstaltung zur Geschichte der Suffragetten veranstaltete, mußte ich die Quellen zur Gänze als ziemlich schlechte Xerokopien aus England beziehen. Sehr bald verstärkte sich der Einfluß der deutschen Forschung. Karin Hausens *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere* war lange Zeit wichtigster Ausgangspunkt für die Einübung in Frauengeschichte. Das Aufzeigen der Beziehung von bürgerlicher Gesellschaft, Ökonomie und Geschlechterkonfigurationen hat die Bedeutung der Kategorie Geschlecht transparent gemacht und war in der Darlegung des normativen Standards auch sehr eindrücklich. Der Stellenwert der deutschen Frauengeschichte für die österreichische Forschung erklärt sich auch durch gemeinsame Forschungsschwerpunkte, beziehungsweise gemeinsame historische Perioden, wie dies beim Nationalsozialismus der Fall ist, wenn es auch in Österreich keine ähnliche, kontrovers geführte Debatte um Frauen und Nationalsozialismus gibt. Die frühe Phase der Frauengeschichte war auf jeden Fall ein Abtasten, es gab viele Unklarheiten, wir diskutierten intensiv, und persönlich Erfahrenes mischte sich mit Vorstellungen über wissenschaftlich Mögliches. Frauengeschichte, die als Kritik der bisherigen Geschichtswissenschaft

angetreten ist, diese auch stark beeinflussen sollte, ist jedoch auch selbst Ergebnis der Veränderungen in der Geschichtswissenschaft. Seit Mitte der siebziger Jahre hat sich die Vorstellung von dem, was ein Thema der Geschichtswissenschaft sein kann, radikal geändert, und der Eindruck ist vor allem im deutschsprachigen Raum



sehr groß gewesen. In den achtziger Jahren haben Themen und Methoden zu galoppieren begonnen, es kam die Öffnung zur Ethnologie, eine Entwicklung, die ich sehr positiv finde. Ich selbst habe in den frühen achtziger Jahren schon zuvor vorhandene Interessen an der Geschichte von Bedürfnissen und Gefühlen methodisch neu zu orientieren begonnen: nicht mehr als Teil materieller Kultur, sondern als geschlechtsspezifische Aspekte moralischer Gefühle im Kontext von Religion. Kritisch angeregt wurde ich durch die Thesen Ruth Benedicts und Margaret Meads zu Scham- und Schuldgesellschaften, vor

allem aber wurde ich durch die italienische Frauengeschichte beeinflusst, die sich stark mit der Beziehung von Frauen zur Religion beschäftigt und die Ambivalenz dieser Beziehung herausgearbeitet hat. Aus einem von der Mediävistin Sofia Boesch-Gajano geleiteten Projekt zur Geschichte von Heiligen sind außerordentlich anregende Arbeiten entstanden, die auch Gefühlsmikrokosmen thematisieren. Daß Gefühle auch Codes und soziale Institutionen sind, beschäftigt mich zur Zeit im Zusammenhang mit der Geschichte der Liebe, die gegenwärtig eine Renaissance erfährt.

Döcker: Haben Sie sich schon gefragt, warum Sie sich aus der Vielzahl der sich zu Beginn der achtziger Jahre anbietenden Themen Religion, die Geschichte moralischer Gefühle und der Liebe ausgesucht haben?

Saurer: Jedes Thema hat mit der Person der Forscherin, des Forschers genau so viel zu tun wie mit wissenschaftsgeschichtlichen und politischen Entwicklungen. Was meine Forschungsneugier betrifft, so bin ich ungemein fasziniert von den Quellen zur Religionsgeschichte. Sie bieten einen besonderen Einblick in die ‚Seele‘, in das, was heute die Psychoanalyse untersucht. Sie reflektieren kontinuierlich über den Menschen. Was mich auch immer besonders interessiert hat, waren die Sehnsüchte von Menschen. Daher faszinieren mich Prophezeiungen und Visionen. Da kommt viel an individuellen und kollektiven Bedürfnissen zutage. Herta, erinnerst Du Dich, wir haben zusammen ein Seminar über Sehnsüchte gemacht; das liegt viele Jahre zurück.

Döcker: Was war Ihr Part im Sehnsüchteseminar, Frau Nagl?

Nagl (lachend): Das ist schwer zu beantworten, weil ich dazu weit ausholen muß. In den siebziger Jahren, am Anfang meiner Lehrtätigkeit, stand in der Geschichtstheorie im Vordergrund, was man Geschichtsschreibung in emanzipatorischer Absicht nannte. Ich versuchte in meinen Arbeiten, drei unterschiedliche Theorieansätze in Verbindung zu bringen: erstens die Argumentation der Kritischen Theorie, wie sie im Positivismusstreit vor allem von Adorno und Habermas formuliert wurde, zweitens die in den USA schon in den frühen siebziger Jahren verbreitete narrative Geschichtstheorie und drittens jene traditionelle Position, der ich schon in den sechziger Jahren im Philosophiestudium begegnet war, die Geschichtsphilosophie Kants, die ja ebenfalls eine Geschichtsschreibung in emanzipatorischer Absicht fordert. Ich habe versucht, aus diesen drei Ansätzen eine eigene Theorie der Geschichtswissenschaft zu entwickeln. Ein wesentlicher Punkt war für mich die Abkehr von der Vorstellung, Geschichte wäre etwas Gegebenes, das in der Geschichtsschreibung nur mehr abgebildet werden müßte. Ich lernte erkennen, daß die Auseinandersetzung mit Geschichte immer aus dem Blickwinkel der Gegenwart erfolgt, und zwar notwendigerweise, ob man sich dessen bewußt ist oder nicht. Es sind immer die jeweiligen Konfliktkonstellationen der Gegenwart, die uns veranlassen, in die Vergangenheit zu blicken. Wir wollen die Vorgeschichte dieser Konfliktkonstellationen kennenlernen, um zu Möglichkeiten einer Überwindung zu gelangen – das war mit Geschichtsschreibung in emanzipatorischer Absicht gemeint. Im Rahmen dieser allgemeinen Diskussion war es gera-

dezu selbstverständlich, auch die Benachteiligung von Frauen, die in der Gegenwart nach wie vor in allen Lebensbereichen anzutreffen ist, zu thematisieren. Mit Interesse verfolgte ich die diesbezüglichen Arbeiten der Historikerinnen. Der Vortrag, den Gisela Bock 1983 auf der genannten Tagung in Wien hielt, bot eine sehr gute Zusammenfassung der Entwicklung der historischen Frauenforschung: von der Suche nach einzelnen Frauen in der Vergangenheit, über das Problem der immer stärkeren Ausdifferenzierung von Frauenleben in der Geschichte bis hin zur Frage nach den Geschlechterbeziehungen im allgemeinen. In diesem Zusammenhang hat die historische Frauenforschung ja auch ihre Selbstbezeichnung verändert: von der Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte und schließlich zur feministischen Geschichtsforschung. Dabei trat für mich die Frage immer stärker in den Vordergrund, was ich als Philosophin beitragen könnte. Ich ging davon aus, daß sich in der Geschichte der Philosophie das Denken der einzelnen Epochen besonders präzise artikuliert. Und so begann ich mich mit den Theorien des Geschlechterverhältnisses, der Ehe, der Familie usw. bei Autoren wie Rousseau, Kant, Hegel und auch bei Philosophen der Gegenwart zu beschäftigen. Ich wollte sehen, ob und wie sich die Lebensverhältnisse jener Frauen, mit denen sich die Historikerinnen jeweils beschäftigten, in der Philosophie spiegeln. Überdies hatte Philosophie immer auch normative Wirkung. Eine weitere Verbindung von Geschlechtergeschichte und Philosophie ergab sich auf folgende Weise: Im Zusammenhang mit der zunehmenden Komplexität der feministischen Forschung und der entspre-

chenden Geschichtstheorien rückte im Lauf der Zeit das Konzept in den Vordergrund, Geschlecht als Analysekategorie in die historische Forschung einzuführen.



Das war gewissermaßen der Endpunkt einer zunehmenden Systematisierung der historischen Frauenforschung. So schien es mir nun angezeigt, im Rahmen der philosophischen Anthropologie den Begriff Geschlecht auch philosophisch zu hinterfragen. Herauszuarbeiten war insbesondere, daß es hier nicht nur um biologische Unterschiede geht, sondern auch und vor allem um soziale und symbolische Konstruktionen. Das dualistische Bild der Geschlechtscharaktere – dem idealen Mann wird die ideale Frau gegenübergestellt – hat überdies politische Implikationen; es konfrontiert uns mit einer Hierarchie, das heißt mit einer patriarchalen Konzeption. Für die feministische Philosophie stellt sich hier die Frage nach dem Gegenentwurf. Die theoretische Überlegung

gewinnt damit ganz unmittelbar praktische Bedeutung; sie sucht zur Klärung der Zielsetzungen von Frauenpolitik beizutragen. Dies war für mich der Ansatzpunkt für das Thema Sehnsüchte: Was ist es, was wir Frauen uns wünschen? Hier hat die Diskussion der letzten zehn Jahre eine sehr deutliche Veränderung gebracht. Zunächst ist das Anliegen im Vordergrund gestanden, die verschüttete weibliche Identität freizulegen und aus der androzentrischen Fremdbestimmung zu befreien. In dieser Phase hat das dualistische Konzept noch deutlich überwogen. Es wurde zum traditionellen Mann das weibliche Gegenstück gesucht. Dabei sollte Weiblichkeit in den verschiedensten Lebensbereichen, von der weiblichen Kunst bis zur spezifisch weiblichen Ethik, wie sie etwa in Carol Gilligans bahnbrechendem Buch *Die andere Stimme* beschrieben wird, aufgewertet werden. In letzter Zeit ist die Suche nach dem Weiblichen von feministischen Autorinnen immer stärker hinterfragt worden. Sie betonten, ganz zu Recht, daß das dualistische Schema dadurch weitergetragen werde. Auch ich halte einen Zukunftsentwurf für überzeugender, der Pluralität und individuelle Entfaltungsmöglichkeit an die Stelle dualistischer Denkschemata setzt. Eine lange Antwort auf die Frage, wie sich das Thema Sehnsüchte von der Philosophie her ausnimmt.

Döcker: Herta Nagl hat uns erzählt, daß sie die Forschungen von Historikerinnen theoretisch begleitet hat. Haben Sie als Historikerin die philosophischen Arbeiten von Herta Nagl gelesen?

Saurer: Sicher habe ich sie gelesen. Nicht alles, aber vieles. Am intensivsten ihren Artikel in *L'Homme*. Aber unsere

Beziehung geht ja über bloße Lektüre der Schriften der anderen hinaus. Wir haben 1982 die Arbeitsgruppe Frauengeschichte am Wiener *Institut für Geschichte* gegründet und viele Jahre lang Diskussionen geführt. Dabei ist immer wieder die Frage aufgetaucht, was denn das ist: die Frau. Vor allem die Studentinnen haben nach der historischen beziehungsweise allgemeinen Existenz einer weiblichen Kultur gefragt. Unsere Antwort fiel ambivalent aus. Zu dieser Zeit ist gerade *Listen der Ohnmacht* von Bettina Heintz und Claudia Honegger erschienen mit dem neuen Konzept von den weiblichen Widerstandsformen, unter die auch Frauenfreundschaften, Frauenkulturen fielen. Zur selben Zeit gab es politische Diskussionen um das grundsätzlich „Andere“, „Bessere“ von Frauen, als eine Art Legitimation für den politischen Anspruch der Gleichberechtigung. Das mag alles eine Rolle gespielt haben, warum wir uns mit dem Begriff Frauengeschichte weniger anfreunden konnten. Herta und mir erschien das Konzept einer feministischen Geschichtswissenschaft näherliegend, weil es offener war als Frauengeschichte im engeren Sinn. Ich weiß, daß sich sowohl die deutschen Historikerinnen entschlossen haben, ihre Arbeitsgemeinschaft *Historische Frauenforschung* zu nennen, als auch die Italienerinnen, die den Begriff feministisch oft mit dem Hinweis ablehnen, er sei ihnen zu ideologisch. Ich kann das nicht ganz so sehen. Gewiß weist der Begriff feministisch darauf hin, daß es einen politischen Ausgangspunkt gibt, aber er impliziert auch eine große Anzahl von Entwicklungen, die dialektisch zu sehen sind. Nun zur Frage, inwieweit ich mich mit Philoso-

phie auseinandergesetzt habe. Ich hatte jeweils nur punktuelle, aber sehr intensive Berührungspunkte mit der Philosophie: Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre waren für mich Horkheimer und Marcuse, später Walter Benjamin und Michel Foucault am wichtigsten. Dessen Buch *Überwachen und Strafen* hat mich sehr beeinflusst; später auch *Sexualität und Wahrheit*. Was den Feminismus betrifft, so hat mich jüngst die Lektüre von Judith Butler beschäftigt, vor allem, weil sie einen so großen Eindruck auf junge Frauen macht. Manches, das in der Diskurstheorie Foucaults nur angedeutet, aber keineswegs ausdiskutiert worden ist, geht mittlerweile in Richtung Dekontextualisierung, die ich ganz ablehne.

Döcker: Warum diese heftige Abwehr?

Saurer: Der Kontext ist für mich als Historikerin immer von Bedeutung: Ereignisse zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Kontexten sind jeweils etwas völlig anderes. Kontextualisierung ist auch der spannendste Teil des historischen Forschens; das meine ich als Erkenntnisprozeß und als Prozeß des Konkretisierens und Schreibens.

Hauch: Ich möchte noch einmal auf den Begriff feministische Wissenschaft zurückkommen. Ich habe des öfteren vor allem bei jüngeren Wissenschaftlerinnen ein eigenartiges Ausspielen des Begriffs *gender studies* gegen feministische Wissenschaft bemerkt.

Nagl: Offensichtlich gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen von Feminismus. Die Distanznahme zum Feminismus richtet sich oft gegen jene frühen feministischen Denkmodelle, die sich als zu einfach erwiesen haben: etwa gegen Theorien, die den Begriff Patriarchat analog

zum Marxschen Begriff des Klassenkampfes so definieren, als gäbe es nur ein einziges Schema der Unterdrückung durch die ganze Geschichte hindurch. Ich würde allerdings davor warnen, den Begriff Feminismus insgesamt zu diskreditieren. Es scheint mir vielmehr notwendig, ihn jeweils neu zu bestimmen und theoretisch anzureichern. Mit dem Publikations- und Innovationsdruck ist die Gefahr gegeben, daß bestimmte Diskurse als überholt ins Regal gestellt werden. Wenn man feministische Forderungen auch in dieser Weise an Moden bindet, kann es leicht passieren, daß das Thema der Diskriminierung der Frau, das nach wie vor aktuell ist, aus dem Blick gerät. Was die konkrete Frage betrifft, so habe ich überdies den Eindruck, daß die im Rahmen der *gender studies* geforderte Verabschiedung des dualistischen Differenzbegriffs durchaus mit dem feministischen Anliegen vereinbar ist.

Saurer: Feministische Wissenschaft ist wichtig, solange es soziale Ungleichheit gibt und Frauen benachteiligt sind. Denn solange Frauen benachteiligt sind, ist es notwendig, die Benachteiligung und die Mechanismen der Diskriminierung auch mit theoretischen Mitteln zu analysieren.

Nagl: Als zweiter Aspekt erscheint mir wichtig, daß infolge der *gender studies* der Beziehungscharakter stärker in den Vordergrund gerückt ist. In der Frühphase der Frauenforschung ist das Aufzeigen von Diskriminierungen mit erhobenem Zeigefinger verständlicherweise im Vordergrund gestanden. Eine subtile Form der Darstellung kann aber ebenso effektiv sein. Die langsame Durchsetzung der *gender studies* und das Zurücktreten der *women's studies* hat auch viel mit

Veränderungen der politischen Strategien zu tun.

Saurer: Ich glaube, daß *women's studies* und *gender studies* ein ähnliches Forschungsinteresse auf sich ziehen, oft auch von derselben Person.

Hauch: Wie reagieren die männlichen Kollegen auf Ihre Arbeit?

Nagl: Unsere Kollegen bringen unseren Arbeiten entweder generelle Ablehnung oder grundsätzliche Anerkennung entgegen. Einerseits gibt es nach wie vor die sehr pauschale Verurteilung des feministischen Projekts. Andererseits hat die Zahl jener männlichen Lehrenden zugenommen, denen feministische Fragen einleuchten. In der Philosophiedebatte im deutschsprachigen Raum hat in den letzten Jahren beispielsweise das Interesse männlicher Lehrender an feministischer Ethik zugenommen, in Sammelbänden und Fachzeitschriften sind Artikel feministischen Inhalts erschienen, in Philosophielexika ist das Stichwort *Feministische Philosophie* aufgenommen worden.

Saurer: Was die Situation an den Universitäten betrifft, so meine ich, daß sie für feministische Forscherinnen sehr unterschiedlich ist; unterschiedlich nicht nur von Land zu Land, sondern auch an den Universitäten, den einzelnen Fakultäten. An der juristischen oder an der medizinischen Fakultät ist es sehr sehr schwierig, feministische Wissenschaftlerin zu sein, an der geisteswissenschaftlichen oder grund- und integrativwissenschaftlichen hingegen weniger beziehungsweise hier hat sich, zumindest in Wien, das neue Paradigma großteils durchgesetzt.

Döcker: Aber gibt es nicht auch unter Frauen, etwa zwischen ‚autonomen‘ und

an Universitäten tätigen Frauen, Auffassungsunterschiede?

Nagl: Ich habe diese Spannung manchmal in bezug auf den akademischen Diskurs und seine Spezialterminologie gespürt. Viele Publikationen sind für nicht akademisch ausgebildete Frauen der Frauenbewegung keine leicht lesbare Lektüre. Aber den Verdacht, daß diese Professionalisierung den Verlust des politischen Potentials bedeuten würde, halte ich für sehr problematisch. Ich denke, wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß die feministische Bewegung arbeitsteilig geworden ist und man von keiner Seite sagen kann, daß sie überflüssig wäre. Die Universitäten sind ja nicht nur ein Ort der Forschung, sondern auch der Ausbildung der nächsten Generation der Lehrenden. Auch wenn die Spezialterminologien nicht immer allgemein zugänglich sind, bewirken Forschung und Lehre an den Universitäten trotzdem das, was man mit gutem Recht als eine politische Veränderung in einer längerfristigen Perspektive bezeichnen kann. Um dies noch durch ein weiteres Beispiel zu verdeutlichen: Wenn sich die Frauenbewegung für staatliche Förderungsmaßnahmen einsetzt, so bedarf es gut ausgebildeter Juristinnen, um diese Forderung in konkrete Gesetzesentwürfe umzusetzen.

Döcker: Sie sind heute Professorinnen an österreichischen Universitätsinstituten. Sind Ihre Karrieren eigentlich ohne Probleme und Blessuren vonstatten gegangen?

Saurer: Es gibt grundsätzlich immer Kosten, wenn man an einer Universität Karriere macht – und zwar für Männer und Frauen. Für Frauen kommen andere Probleme hinzu, aber gemeinsam ist uns

allen, daß eine wissenschaftliche Tätigkeit an der Universität mit einem außerordentlichen Disziplinierungsdruck und mit immer größer werdenden bürokratischen Pflichten verbunden ist. Was die spezielle Situation von akademischen Frauen anbelangt, so besteht sie zunächst ganz simpel darin, daß Frauen die Ausnahmen darstellen, das Nichtnormale. Der ‚normale‘ Weg an der Universität ist der Weg eines Mannes. Das, denke ich, ist eine Vorstellung, die der Großteil der dort lehrenden Männer noch immer teilt. Sicherlich hat es hier infolge der Diskussionen der letzten Jahre Einbrüche gegeben. Wenn ich an meine Universitätslaufbahn denke, so gibt es zwei Punkte, die für mich wichtig waren. Zum einen das Universitätsorganisationsgesetz: Während wir früher vereinzelt und ohne Einflußmöglichkeiten auf unser näheres Umfeld an unseren Schreibtischen gesessen waren, hat sich das durch das UOG in dem Sinne geändert, daß wir dann für das, was an den Universitäten geschah, auch verantwortlich waren. Etwa zur selben Zeit haben sich Beziehungen zwischen den Uni-Frauen entwickelt. Es haben sich an den Universitäten Frauengruppen gebildet, Frauen haben zusammen ein Buch vorbereitet oder Ringvorlesungen organisiert, an Volkshochschulen unterrichtet. Das hat mir gewissermaßen psychische Rückendeckung gegeben. Ohne diese Erfahrung wäre vermutlich alles viel schwieriger gewesen. Wenn man noch dazu eine feministische Forscherin ist, sind die Kosten noch größer – vielleicht weil man ganz andere Vorstellungen von dem hat, was wissenschaftliches Arbeiten und Lehren sein könnten.

Döcker: Können Sie sich an eine Situa-

tion erinnern, die Sie als Frau und Feministin besonders empört hat?

Saurer: Ja natürlich, viele. Ein Beispiel: Ich sitze im Sekretariat, und ein Kollege von mir sitzt an der Schreibmaschine. Die Schreibmaschine funktioniert nicht, und er sagt: „Die muß man schlagen wie eine Frau“. Dabei hat er mich ganz direkt angeschaut. Vielleicht ein extremes Beispiel, aber es drückt ganz gut die Stimmung aus, die immer wieder mal herrschte. Andererseits hatte ich auch eine gewisse Narrenfreiheit. Das kann man natürlich auch als Belastung erleben, aber es ist auch eine Chance, mehr Spielraum zugestanden zu bekommen.

Nagl: In der Philosophie, die ja in meiner Anfangszeit noch stärker männerdominiert war als die Geschichtswissenschaft, war es schwieriger, als Frau überhaupt Fuß zu fassen, als später feministische Forschung zu betreiben. Es bedurfte einiger Anstrengung, um ernstgenommen zu werden und die gleichen Ausbildungs- und Karrieremöglichkeiten wie die männlichen Kollegen zu erhalten. Interessanterweise kamen die Widerstände weniger von den Ordinarien als von den Kollegen der gleichen Generation, für die es offenbar schwierig war zu akzeptieren, daß sie plötzlich Konkurrentinnen bekamen, die auch Lehraufträge und Habilitationschancen beanspruchten.

Ich versuche jetzt, jüngeren Kolleginnen zu vermitteln, daß man zwar scharfsichtig sein muß hinsichtlich der Mechanismen der Benachteiligung und Ausgrenzung, daß man sich aber zugleich nicht emotionell davon beeinträchtigen lassen sollte. Sich auf die Leidenserfahrungen zu konzentrieren, kann auch eine Behinderung der eigenen Entfaltung bedeuten.

Döcker: Wir haben in diesem Heft der ÖZG einen Artikel über Frauenforschung in der Schweiz, in dem die beiden Autorinnen von Großmüttern, Müttern und Enkelinnen der Schweizer Forschung sprechen. Wenn man Historiker oder Philosophen nach ihren wissenschaftlichen Lebenswegen fragt, so verweisen sie gerne auf ihre geistigen Väter. Fühlen Sie sich als wissenschaftliche Mütter ihrer Studentinnen?

Nagl: Mir ist sowohl die Metapher des Vaters als auch die der Mutter verdächtig. Sie scheint mir emotionell viel zu überfrachtet zu sein und inadäquat, um das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden zu charakterisieren. Ich empfinde eher Verantwortungsdruck, eine qualitativ möglichst hochstehende Ausbildung zu bieten, dafür zu sorgen, daß nicht nur ‚Scheine‘ gemacht werden, wie dies der Studienplan vorsieht, sondern daß die Studierenden Kompetenzen erwerben, die ihnen auch berufliche Chancen eröffnen, sei es nun im akademischen Bereich, im Verlagswesen, bei einer Zeitung, beim Rundfunk, wo auch immer. Für mich ist es das Schönste, wenn es wieder einmal geglückt ist, für jemanden ein Projekt an Land zu ziehen oder jemanden für ein oder zwei Jahre zur Fortbildung an einer ausländischen Universität unterzubringen.

Saurer: Mit dem Begriff Dissertationsmutter kann ich nicht viel anfangen, obwohl er sehr gebräuchlich ist. Wir haben uns nicht mit der Frauengeschichte auseinandergesetzt und die Gleichsetzung Frau und Mutter hinterfragt, um im Arbeitsleben als Mütter bezeichnet zu werden. Es geht ja auch darum, das Autoritätsgefälle zu den Studentinnen zu ver-

ringern, ihnen ihre Lebendigkeit zu belassen und mit ihnen freundschaftlich zu kommunizieren.

Hauch: Es hat unter österreichischen Historikerinnen seit Mitte der achtziger Jahre bis Anfang der neunziger Jahre eine lose Vernetzung, dann einen Verein gegeben, mittlerweile gibt es nichts mehr dergleichen.

Saurer: Ja, ich bedaure es sehr, daß sich der österreichische Verein der Historikerinnen aufgelöst hat, weil dadurch große Potentiale verloren gegangen sind. Was möglich wäre, zeigt sich sehr deutlich an der *Società Italiana delle Storiche*, die, glaube ich, vor fünf oder sechs Jahren gegründet worden ist: Sommerhochschulen mit internationaler Besetzung zu jeweils anderen Themen, Tagungen, Seminare, Buchpublikationen.

Nagl: Ich gehöre einigen Vereinigungen von Philosophinnen an, im speziellen der *Internationalen Assoziation von Philosophinnen* und der US-amerikanischen *Society of Women in Philosophy*. Diese beiden Vereine gibt es schon seit den siebziger Jahren, und sie konnten schon einiges bewirken. Die *Society of Women in Philosophy* hat es sich zur Aufgabe gemacht, auch die großen allgemeinen Philosophiekongresse mitzugestalten; feministische Forschung ist dort heute sehr sichtbar. So werden etwa *Book Symposiums* veranstaltet, bei denen fünf oder sechs Rezensionsbeiträge zu einer wichtigen Neuerscheinung vorgetragen werden. Es gibt auch eine Auszeichnung für *Distinguished Women in Philosophy*, deren Arbeiten dann im Rahmen von Kongressen vorgestellt werden. Auf diese Weise intensiviert sich nicht nur der sachliche Diskurs zwischen den Autorinnen; es bie-

ten sich auch ausgezeichnete Präsentationsmöglichkeiten einem breiten Fachpublikum gegenüber.

Hauch: Wenn die österreichischen Historikerinnen und Philosophinnen auch keine Organisation mehr haben, so haben sie doch ein wichtiges Publikationsorgan, nämlich die Zeitschrift *L'Homme*. War es schwierig, *L'Homme* zu gründen?

Saurer: Eine Zeitschrift ist ein Unternehmen, bedarf daher einer finanziellen Absicherung. Die wichtigsten Voraussetzungen aber sind die intellektuellen Ressourcen – und mit den intellektuellen Ressourcen auch Phantasie und Engagement. Insofern war es nicht schwierig, *L'Homme* zu gründen. Wir haben uns zudem die Aufgabe gesetzt, jene Forscherinnen in Österreich bekannt zu machen, die hier wenig rezipiert werden, vor allem Italienerinnen und Französischen. Wir möchten die Vielfalt der Wissenschaftskulturen, die unterschiedlichen Ansätze und Themenschwerpunkte transparent machen.

Nagl: Wenn ich auf die Anfänge zurückblicke, so stehen für mich weniger die Schwierigkeiten im Vordergrund, als der Schwung und die Begeisterung. Wann immer wir uns auch nur zufällig auf der Treppe der Uni trafen, haben wir an diesem Projekt weitergedacht.

Döcker: Was waren die Themen der letzten Jahre, und was werden die Themen der Zukunft sein?

Saurer: Wir haben im Editorial der ersten Nummer festgehalten, daß die Orientierung der Zeitschrift sozialgeschichtlich und historisch-anthropologisch sein soll. Die ursprüngliche Konzentration auf Europa werden wir wahrscheinlich aufgeben. Ein Schwerpunktheft der nächsten Zeit wird sich mit Interdisziplina-

rität beschäftigen; ein weiteres trägt den Arbeitstitel „Tausend Jahre Österreicherinnen“ – eine kritische Auseinandersetzung mit den Millenniumsfeiern im nächsten Jahr –, dann kommen Hefte über Gewalt in der frühen Neuzeit, Ehe. Außerdem werden zukünftig auch Forscherinnen aus der Schweiz und aus Deutschland mitarbeiten, sodaß neue Bewegung in die Redaktion kommen wird.

Nagl: Wir waren auch von Anfang an bemüht, jeweils zumindest einen theoretischen Beitrag zu publizieren. Außerdem halte ich den Rezensionsteil für wichtig.

Hauch: Es ist von der Gründung eines Frauenkollegs in Österreich die Rede. Wird es eine derartige Institution geben?

Saurer: Analog zu den Graduiertenkollegs in Deutschland sind in Österreich vom *Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung* Wissenschaftskollegs eingerichtet worden. Ruth Wodak und ich haben ein Kolleg für *gender studies* an der Universität Wien initiiert. Vertreter/innen verschiedenster Disziplinen – Ethnologie, Romanistik, Philosophie, Soziologie und andere – haben dazu einen Antrag ausgearbeitet, der jetzt von der zuständigen Förderungsstelle begutachtet und hoffentlich bewilligt werden wird. Das Projekt wird nicht nur der österreichischen Geschlechterforschung Auftrieb geben, es wird ja international ausgeschrieben. Wenn es nicht bewilligt wird, so wäre das ein entsprechender Rückschlag.

Döcker: Wir haben lange über Ihre beruflichen Wege und über gegenwärtige Forschungsthemen gesprochen. Wie sehen Sie Ihre eigene Zukunft und die zukünftige Entwicklung der feministischen Forschung?

Nagl: Für mich persönlich würde ich wünschen, mehr Zeit für zusammenhängende Forschungsarbeiten zu haben. Es scheint mir wichtig, die feministische Thematik mit anderen Problemstellungen zu verknüpfen. Als entscheidend für die Zukunft im allgemeinen sehe ich es an, ob es zu einer Reihe von Habilitationen von Frauen kommen wird, denn dadurch würde sich jedes unserer Fächer verändern. Es muß gelingen, die ‚Durststrecke‘ zwischen Doktorat und Habilitation überbrücken zu helfen, um qualifizierten Frauen den Weg an die Universitäten zu öffnen.

Döcker: Ganz allgemein hat man aber den Eindruck, daß sich die Situation für Akademikerinnen an den Universitäten eher verschlechtert hat. Die Dotationen aus den sogenannten Sondertöpfen werden weniger, die Forschungsprojekte rarer.

Nagl: In Deutschland fordern die Studierenden mit zunehmendem Nachdruck, daß an ihren Instituten Lehrveranstaltungen in feministischer Forschung angeboten und die Voraussetzungen geschaffen werden, um auf diesem Gebiet Diplomarbeiten und Dissertationen schreiben zu können. Das Problem liegt oft nicht bei der mangelnden Bereitschaft der Institutsgremien, sondern bei der Schwierigkeit, Frauen zu finden, die formal ausreichend qualifiziert sind. Es gibt auch immer mehr Gleichbehandlungsbeauftragte, die ihrerseits darauf dringen, daß zumindest Gastprofessorinnen eingeladen oder Ringvorlesungen ermöglicht werden – ich sehe da eher eine Aufbauphase. Auch das Verlagsinteresse nimmt beständig zu.

Saurer: Ich würde mir für mich mehr Zeit für nicht nur zweckgerichtetes Den-

ken, mehr Zeit zum Forschen wünschen. Was die allgemeine Entwicklung angeht, so beobachte ich, daß sich heute mehr Profilierungschancen für Frauen ergeben, als dies früher der Fall war. Ich sehe die Zukunft, was die Chancen für Frauen angeht, nicht grau. Ich bin eher pessimistisch, was die politische Situation im allgemeinen betrifft. Doch auch hier ist meine Hoffnung, daß jene Frauen, die sich mit der Geschichte ihres Geschlechts auseinandergesetzt haben, Einblick in die unterschiedlichen Formen sozialer Ungleichheit gewonnen haben, und gegenüber alten beziehungsweise neuen Formen der Diskriminierung und ihrer politischen Artikulation ein Widerstandspotential darstellen.